In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 194 Posen, den 25. August 1929 3. Jahrg.



(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ich heiß' Thompson, guter Freund, daß ihr meinen Namen wißt. Wollen jetzt zu meiner Tochter gehen. Soll Euch das Telegraphieren lernen."

Er erhob sich und zahlte die Zeche.

Gemeinsam stampften sie beide dem Bahnhofsgebäude zu. Es war auch nur ein einfaches Blockhaus, repräsentierte sich aber, ebenso wie das danebenliegende Wohnhaus des Vorstandes sehr nett und freundlich.

Wohlgefällig glitt der Blick des Jüngeren über die beiden Häuser.

Thompson sah es und freute sich innerlich.

„Meine Tochter hat darauf gedrückt, daß ich die beiden Häuser so gut angemalt habe," sagte er stolz. „Sie gefallen Euch?"

„Fein sehen sie aus," gestand James.

Sie betraten das Stationsgebäude und der gute James, der sonst nicht um ein Wort verlegen war, brachte kaum ein Wort heraus, als er der hübschen Tochter des Stationsvorstandes gegenüberstand.

„Alice, meine Tochter," sagte Thompson stolz. „Und das, liebes Kind, ist der neue Angestellte der Bahn für die neue Blockstelle Neu-Mexiko. Pompöser Name, was? Hat sie damals der erste Angestellte der Blockstelle so getauft."

Alice war ein mittelgroßes feingliedriges Wesen. Ein allerliebstes Köpfchen mit einem Lockengewirr thronte auf einem blütenweißen Hals. Muntere Augen blitzten James an, daß er immer verlegener wurde.

Dann begann der Unterricht.

Alice gab sich alle Mühe, aber es wollte trotzdem nicht gehen. Sie wandte alle Geduld auf, aber der Schüler war in seiner Verlegenheit so ungeschickt, daß sie Stoßgebete gen Himmel sandte. Bis der Vater helfend eingriff.

„Ich glaube, Bertinax, wir müssen erst noch einen straffen Whisky trinken, dann geht's Euch besser von der Hand. Meint Ihr nicht, guter Freund?"

James sagte nichts. Die Tochter warf dem Vater einen strafenden Blick zu, der ihn indessen nicht beirrte. Er schenkte ein und sie tranken.

Und richtig! Der Whisky schien es zu machen.

James überwand seine Verlegenheit, und er lernte langsam die Morsezeichen begreifen.

Zwei Tage blieb er noch bei Thompson, lernte eifrig mit seiner reizenden Lehrerin und fühlte sich wohl dabei.

War ein wirklich bildhübsches, blitzsauberes Mädel!

Mit der Draisine fuhren Sie nach der Blockstelle Neu-Mexiko.

Ein mürrisch aussehender, mehr wie ein Hinterwäldler anmutender Mann in den Vierzigern empfing sie.

Er war anscheinend sehr froh, daß er abgelöst wurde. Thompson begrüßte ihn freundlich.

„Na, Ihr seid gewiß froh, daß Ihr abgelöst werdet, Maxwell. Bringe Euren Nachfolger. James heißt er. Der andere Name ist ja schwer zu merken, den mag er Euch selber sagen. Wie war es die Tage?"

„Unruhig, Mister, die Indsman haben wieder einmal den Teufel im Leibe. Gestern abend wollten sie mich ausräuchern. Habe aber ein paar weggeputzt, und da sind sie wieder davongezogen."

„Da hört Ihr's, James. Haltet Eure Büchse warm.

Sie traten in das massige Blockhaus, dessen hölzerne Wände wie Stein waren, so daß jeder Pfeil an ihnen abprallte. Versuche der Indianer, sie mit Brandpfeilen auszuräuchern, mißglückten stets.

Das Blockhaus enthielt zwei Räume. Den Dienst- und Wohnraum. Beide sehr nüchtern, aber sauber.

Die Uebernahmeformalitäten waren bald erledigt und nach einer halben Stunde saß James Bertinax mutterseelenallein auf der einsamen Blockstelle in der Prärie.

Er richtete sich zunächst häuslich ein und stellte fest, daß er reichlich Proviant hatte. Für alles war aufs beste gesorgt.

Die Ebene um ihn war auf viele Kilometer bequem zu überschauen, so daß er eine nahende Gefahr stets rechtzeitig sehen mußte.

Der Telegraph stand ihm auch jederzeit zu Diensten, so daß binnen einer halben Stunde die Hilfe aus Astoria da sein konnte.

Die Blockstelle erforderte aber einen ganzen Mann, der immer auf dem Posten war, der die Weichen bediente und im übrigen, wenn es Not war, auch einmal mit der Büchse antrat. Und das konnte James Bertinax. Abends um sechs Uhr kam der Expreß, der durchfuhr. Wenn von Astoria etwas mit nach der Blockstelle gesandt wurde, so fuhr er ganz langsam und das Paket wurde herausgegeben.

Als der Abend nahte — es kamen täglich nur vier Züge an der Blockstelle vorüber — und James seinen leichten Dienst beendet hatte — brannte er sich seine Pfeife an und setzte sich auf die künstlich angefertigte bewachsene Anhöhe, von der man die Ebene übersehen konnte.

Friedlich rauchte er seine Pfeife. Sein Blick schweifte weit über die Prärie, die kilometerweit mehr steppenartigen Charakter angenommen hatte. Die Funken der Lokomotiven hatten dafür gesorgt, daß das lange Präriegras verschwunden war.

Ein Gefühl der Geborgenheit überkam ihn.

Er dachte an die elf unruhvollen Jahre, die er hinter sich hatte, und fühlte doch, daß es hohe Zeit war, einmal im Leben einen Ruhepunkt zu finden, und sei es auch nur für kurze Zeit.

Es wurde dunkel. Die Sterne begannen zu leuchten, und auch die Sichel des Mondes warf ihr mildes Licht wieder auf die Prärie.

O, ihr hellen, köstlichen Prärienächte.

Ueber dem Haupte die Sterne, so klar und leuchtend, daß es schien als ob man in ein Meer von blitzenden Brillanten bli...

Feierliche Ruhe.

Kaum ein Windlaut tönt. Ganz selten nur das eigenartige, an das Wimmern eines Kindes erinnernde Klagen eines Präriehasen. Der Präriewolf hat sich längst weit von dem unheimlichen Schienenstrang zurückgezogen.

James ließ den Zauber auf sich wirken. Nachdem er vielleicht eine Stunde gesessen, begab er sich in das Blockhaus, verrammelte seine Festung und begab sich zur Ruhe.

Er wollte sich gerade wieder niederlegen, da ging der Telegraph. Seine Ohren waren noch nicht geschärft genug, um mitzuhören. Er nahm daher den Streifen und buchstabierte: „Gute Nacht Mr. James."

Das war sicher Alice, seine Lehrmeisterin.

Herzlich erfreut telegraphierte er den Gruß zurück.

Dann legte er sich nieder und schlief fest und traumlos, bis der Telegraph für halb sechs Uhr tickte und die Meldeglocke ertönte.

Er begann seinen Dienst und gewöhnte sich rasch ein.

Vierzehn Tage waren schon ins Land gegangen und nichts Außergewöhnliches hatte sich ereignet. Ein Tag verging still und friedlich wie der andere und von den Indianern ließ sich keine Seele blicken, so daß James beinahe zu der Annahme kam, daß seine Vorgänger etwas geflunkert hatten.

In der fünfzehnten Nacht aber, die James ruhig und unbewegt schlief, fuhr er aus seinem gesunden Schlafe mit einem Male auf.

Er horchte.
Klang das nicht wie das Wimmern eines Kindes?
Unsinn! Wie sollte ein Kind hierher kommen. Gewiß klagte draußen ein Präriehase.
Er legte sich wieder auf die andere Seite.
Aber er konnte nicht schlafen.
Der verwünschte Hase ließ ihm keine Ruhe.
Schließlich stand er ärgerlich auf und kleidete sich das Notwendigste an und öffnete vorsichtig die Tür.
Als er den schweren Eisenriegel wegnahm und sich die Tür ein wenig öffnete, fuhr er zusammen.
Um Gottes willen, so schrie nur ein Kind.
Rasch trat er vor die Tür und sah im bleichen Licht des Mondes ein Kindchen stehen, daß ihm die Aermchen entgegenstreckte.
Einen Augenblick war James fassungslos, dann packte er das armselige, süße Wesen, drückte es an sich und trugs in seine Behausung.
Legte es auf sein Lager und schloß schnell die Tür wieder.
Dann trat er wieder zu dem Kindchen, das fassungslos schluchzte und klagte.
Winzig klein war es, vielleicht ein gutes Jahr alt. Und wie reizend sah es aus, das blonde Lockenköpfchen.
Mit einem Male verstummte das Schluchzen. Das kleine Haupt fiel zurück und wie leblos lag das Kind da.
Eine entsetzliche Angst, wie er sie bis jetzt noch nicht gekannt hatte, ergriff den immer noch fassungslosen James. Hilflos sah er auf das Kind.
Was tun?
Mit zitternden Händen entkleidete er es und rieb den kleinen, kalten Körper, daß er warm wurde.
Wie ein Feuerstrom ging es durch seine Glieder, als er merkte, daß das Kindchen wieder stärker zu atmen begann.
Die Tränen traten ihm in die Augen, als er das liebliche Kindchen betrachtete. Die Augen schlug es auf. Zwei reine, süße Augensterne leuchteten ihm entgegen.
„Mutti!“ weinte es.
„Mein armes Kleines,“ tröstete er es, „wer hat dich hierhergeschleppt und vor meiner Tür ausgesetzt!“
Dabei hielt er es im Arme und wiegte es so sanft, als ihm möglich war.
Das Kind wurde ruhig und die Angst in seinen Aeuglein begann zu weichen.
„Bulle!“ sagte es plötzlich kläglich.
Er sah es hilflos an. Bulle? Was meinte es damit? Es scheint von deutschen Eltern zu sein. Das Wort Mutti deutete schon darauf hin.
Plötzlich kam ihm eine Erleuchtung.
Wahrscheinlich hatte das Kind Hunger. Bulle! Bulle! Jetzt fiel es ihm auch ein. Die Deutschen titulierten eine Flasche Bulle.
Was gab er nun dem Kinde? Milch hatte er keine. Da fiel ihm ein, daß er [illegible]
Wenn er die kochte und dem Kinde den gesüßten Haferschleim fütterte?
Ja! Das würde dem hungrigen Kinde schmecken.
Rasch machte er Feuer! Es kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß es im Raum auch nicht allzu warm sei.
Der Herd stand im Dienstzimmer. Nach wenigen Augenblicken prasselte in ihm ein lustiges Feuer und die Haferflocken begannen zu kochen.
„Mußt noch ein wenig warten, du armes Haserl,“ tröstete er das weinende Kind und streichelte es mit seinen großen Protzen.
Glückselig war er, als er endlich die gekochten Haferflocken vom Herd nahm, den Schleim vorsichtig abgoß, süßte und mit vollen Backen blies, daß es gut zum Essen werde.
Endlich hatte es sich soweit abgekühlt, daß er es dem Kinde geben konnte.
Er schlang ein Tuch um das Kind, setzte es behutsam auf den Schoß und bot ihm das Löffelchen.
Und das heißhungrige Wesen aß den ganzen Teller leer. Vor Freude kamen ihm die Tränen.
„Noch das Löffelchen! So, iß schön brav! Iß mein Liebling!“ bat er und gehorsam schleckte es den letzten Löffel hinunter.
Dann lehnte es sich an James Brust an und das Gesichtchen zeigte ein so dankbares Lächeln voll unbeschreiblicher Süße, daß dem Manne das Herz zitterte.
Nach wenigen Augenblicken war es eingeschlafen.
Behutsam bettete er es auf sein Lager. Betrachtete das Kindchen beim Scheine der Oellampe eine Weile, dann begann er im Zimmer sorgfältig aufzuräumen.
Es war ihm zumute, als sei ein geliebter Gast bei ihm eingekehrt, dem er es recht schön und behaglich gestalten wolle.
Als er dann am Tische saß, überlegte er, was nun zu tun sei. Darüber, daß das Kind ausgesetzt war, gab es für ihn keinen Zweifel.
„Gebe ich das Kind zu Thompson in Astoria?“ fragte er sich, aber er ließ den Gedanken auch wieder fallen. Vorläufig wollte er es bei sich behalten, solange es eben ging.
In seine Einsamkeit kam kein Mensch und er wollte das süße Wesen in seiner Einsamkeit behalten. Wie köstlich war es doch, für ein solches Wesen zu sorgen.
Aber Milch mußte er für „sein Kindchen“ herbeischaffen. Er überlegte, da fiel sein Blick auf den Telegraphenapparat.
Der mußte ihm helfen.
Er wollte Miß Alice bitten, ihm regelmäßig mit dem Frühzuge zwei Liter Milch mitzusenden. Oder lieber drei Liter?
„Wenn ich nur eine Ahnung hätte, wieviel Milch so ein Kind täglich braucht!“ dachte er verzweifelt. „Auf alle Fälle bestelle ich drei Liter.“

* * *

Miß Alice saß im Dienstzimmer und ließ den Telegraph nach der Blockstation spielen.
Rasch kam auch die Bestätigung. Etwas holprig ging es noch, aber er machte sich, der James.
Plötzlich tickte der Morseapparat von neuem.
Alice horchte und schüttelte den Kopf.
War der neue Blockstelle-Inhaber James Bertinax verrückt geworden?
Thompson trat eben ein und sah das verwunderte Gesicht seiner Tochter.
„Was ist denn los, Kind?“
„Unglaublich, Pa. James Bertinax telegraphiert: Sendet täglich mit Frühzug drei Liter Milch. Verstehst du das?“
Thompson lachte. „No, frag nur an, ob er sich täglich mit Milch baden will. Da soll er lieber Whisky nehmen.“
Alice telegraphierte zurück: „Zu was brauchen Sie diese ungeheure Menge?“
James kratzte sich hinter den Ohren. „Alter Junge,“ dachte er, „jetzt hast du dich blamiert. Was bringst du nun als Ausrede an?“
Kurzentschlossen morste er: „Will drei junge Präriehasen großziehen
Thompson und seine Tochter hielten sich die Seite vor Lachen, als die Antwort anlangte.
„Na, schick' ihm nur immer einen Liter. Wenn einer so einsam dort draußen ist, dann hat er eben seinen Sport für sich.“
„Gut Pa! Er soll einen Liter haben.“
Und sie telegraphierte ihm: „Sende einen Liter täglich. Reicht völlig für drei junge Hasen.“
James war befriedigt.
„Also ein Liter wird für drei Präriehasen langen, da wird auch der kleine Hase, der mir zugelaufen ist, damit ausreichen.“
Der kleine Findling schlief prächtig.
Mit geballten Fäusten und roten Pausbäckchen lag das Kind im Bett und atmete tief. Die blonden Locken umrahmten das liebliche Antlitz.
Er hielt den Atem an, als er es betrachtete.
Da hörte er den Zug nahen und nach wenigen Augenblicken hielt er schnaufend.
Der Heizer reichte ihm mit freundlichen Grüßen einen Krug herunter.
„Für die jungen Präriehasen!“ lachte er.
James stimmte in das Lachen ein, wurde aber trotzdem feuerrot.
Der Führer gab Dampf und der Zug rollte weiter in die Prärie.
James aber ging mit seinem Liter Milch, der ihn wie ein köstlicher Schatz dünkte, zu seinem Pflegling.
Als er eintrat, schlief er immer noch fest und tief wie vorher, und so gern er das Kind genommen hätte, stören mochte er es doch nicht in seinem Schlaf.
Es wurde Mittag, ehe es erwachte.
Gerade, als er seine dienstliche Anfrage nach Astoria gerichtet hatte, war es aufgewacht und hatte sich in dem kleinen Bett aufgerichtet.
„Mutti?“ hörte er hinter sich eine Stimme. Er ließ den Telegraph sein und stürzte zu dem Kinde, das ihn mit großen süßen Augen ansah.
„Mutti gehn!“ sagte das Kind.
Das Wort schnitt dem Manne ins Herz. Das Kind rief nach der Mutter und er konnte ihm nicht helfen.
„Mutti kommt wieder,“ sagte er liebevoll zu dem Kinde und streichelte es innig.
Wie eine Welle der Beruhigung schien es über das Kind zu kommen. Es streckte die Aermchen nach dem Manne aus und umschlang ihn. (Fortsetzung folgt).

Der Schrei nach Gold.

Eine englische Expedition durchforscht die mutmaßlichen Goldminen König Salomons in Rhodesia·

Gold, das gleißendste, edelste aller Metalle, ist von altersher der Inbegriff alles Kostbaren. Es ist der Schmuck der Könige, der Stolz der Reichen, die Sehnsucht der Armen. Ein goldreiches Land war und ist noch heute das Ziel zahlloser Abenteurer, denen es ein Leben voll ungeahnter Genüsse, voller Wohlleben und Glanz vorgaukelt.

Ein noch ungelöstes Rätsel ist die Frage, wo König Salomon die ungeheuren Goldschätze hernahm, die er zur Erbauung des Tempels von Jerusalem benötigte. Das Land Ophir und Eldorado galten von jeher als die goldreichsten Länder des Altertums, aber noch keinem Forscher gelang es bisher, diese Erdflecken auch als geographische Begriffe festzulegen. Besonders Eldorado war mit einem fabelhaften Schleier umgeben, hinter dem man Schätze vermutete, die nur vom überspannten Wunderglauben in dem Zeitalter der Entdeckungen als möglich angenommen, als vorhanden geglaubt werden konnten. Irgendwo im Orinocogebiet sollte das goldene Königreich liegen; aber gleich einer schimmernden Fata Morgana äffte es alle, die ihm in heißer Sehnsucht nachjagten. Immer tiefer zog es sich in das Innere der Urwälder Venezuelas zurück. In den unzugänglichsten Teilen des Parimagebirges sollte es endlich sein letztes Heim finden, bis es sich vor den kritischen Blicken der Forscher in eitel Dunst auflöste. Eldorado ist verschwunden — es hat nie bestanden.

War Eldorado etwas Unbekanntes, dem man nachjagte, bis es als äffendes Phantom verschwand, so stehen die Nachrichten über Ophir auf realem Boden. Es besteht kein Zweifel, daß dieses Land existiert hat und daß es reich an Gold war. Wir wissen, daß Salomo und David, daß die Königin von Saba, daß Phönizier und Aegypter von dort große Mengen Gold holten; denn das Land Punt der Aegypter ist zweifelsohne mit Ophir identisch, bloß wo dieses Wunderland zu suchen ist, das wissen wir nicht. Wo aber lag es? Manche Geschichtsschreiber verlegen es nach Indien, andere nach Südamerika, und eine dritte Richtung glaubt es in Süd-Rhodesia suchen zu müssen. Nach Südamerika ging kürzlich eine besondere Forschungsexpedition ab, die Reste uralter Kulturen im innersten, noch völlig unerforschten Brasilien aufzufinden hofft und das Rätsel Ophir dort zu lösen glaubt.

Die Expedition, die sich jetzt, vom Britischen Museum in London ausgerüstet, nach Südafrika begibt, kommt nicht in unbekannte und unerforschte Gebiete, wo ungeahnte Gefahren die Forscherarbeit beeinträchtigen oder ganz unmöglich machen können. An den beiden Ufern des Sambesi in den Landschaften Inyanga und Manica fanden früher schon Gelehrte ein gewaltiges, weit ausgedehntes Goldfeld mit zahllosen Resten uralter Minen. Alle diese Reste einer verschwundenen Kultur tragen in vollster Klarheit den arabisch-semitischen Typus. Ein Teil der Felder wurde bereits freigelegt, noch aber wurde trotz vieler dafür sprechender Zeichen nicht einwandfrei festgestellt, daß man hier auf die Minen König Salomons stieß, daß ein bisher sagenhaftes Land endlich geographischer Begriff wurde. Diese letzten Feststellungen zu machen, ist die englische Expedition ausgezogen. Ihre Aufgabe wird sein, die letzten Reste der alten Trümmerfelder freizulegen, um dann die Annahme erhärten zu können, daß sich hier einst ein großes Kolonialreich befunden haben muß.

Die Hauptstadt dieses sabäischen Reiches ist wohl die Ruinenstadt Symbabje südlich vom heutigen Salisbury gewesen. Steinbauten, wie man sie hier und auf anderen Ruinenfeldern sieht, kommen bei keinem afrikanischen Negervolk vor. Sie gleichen vielmehr ganz den Bauten, deren Trümmer man in den Heimatländern der Kolonisatoren fand. Funde, die sich auf den religiösen Kult beziehen, zeigen semitischen Typus. Man verehrte Baal und Aschera, ferner Sonne, Mond und Sterne. Die wenigen Inschriften weisen altarabische Schriftzeichen auf. Durch einen glücklichen Fund sind wir auch in der Lage, die Zeit der Blüte des Goldlandes zu bestimmen. Ein in dem großen Tempel von Symbabje vorgefundener Tierkreisstein zeigt die Sonne im Jahresanfang im Sternbild des Stieres. Aus den astronomischen Tafeln ersehen wir, daß das im Jahre 1100 v. Chr. der Fall war. Also bestanden damals schon die phönizischen Kolonien am Sambesi. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß der gefundene Stein bei der Grundsteinlegung des Tempels mit eingebaut wurde. Der Tempel war, nach den Ruinen zu urteilen, ein großer Monumentalbau. Daraus läßt sich folgern, daß die Phönizier schon lange vor seiner Gründung dort ansässig waren, denn im Anfang ihrer Kolonisationszeit haben sie wohl nicht an solche Riesenbauten gedacht. So kann man als sicher annehmen, daß sie lange vor der Regierungszeit Salomons und Davids dort ansässig waren.

Es gibt also viele Tatsachen, die uns das Land Ophir am Sambesi vermuten lassen. Die neue großangelegte Expedition nach den goldreichen Terrassen des Küstenhinterlandes zwischen Sabi und Sambesi wird hoffentlich letzte Klarheit schaffen und eines der letzten wenigen Rätsel, die unsere bereits so durchforschte Mutter Erde noch birgt, lösen.

Was verraten Hände?

Haben Sie sich schon einmal den Kopf darüber zerbrochen, wie oft Sie in einem Tage Menschen die Hand drücken, sei es zur formellen Begrüßung, sei es zum Abschied, als Bekräftigung eines Uebereinkommens oder zum Zeichen der Freundschaft? Meist ist es nicht einmal ein Händedruck, bloß ein leises, flüchtiges, kaum zu Bewußtsein gelangendes Berühren. Und wie oft schauen wir überhaupt auf Hände, die wir drücken? Blicken wir nicht gewohnheitsmäßig über sie hinweg, wie wir immer das übersehen, das in Wahrheit schafft und sich plagt, als fürchteten wir die Schwielen und den Schmutz der Arbeit zu erkennen? Die Hand kann nicht lügen, weil sie keine Maske sein kann; denn ihre Aufgabe ist Dienen und Gehorchen, Schaffen und Vollenden. Sie führt die Befehle des Gehirns aus, sie setzt den Willen in die Tat um, sie schmiegt sich dem Wesen an, dem sie hörig ist, sie greift und hält fest, schlägt oder streichelt, baut auf und zerstört, wie es ihr Herr gebietet. Viele tausend Nervenleitungen führen zu ihr, jede bringt Kunde, jede trägt ein Fünkchen Lebenskraft herbei, jede hilft mit, die Hand zu formen, und ihr Vorarbeiter, der Daumen, beaufsichtigt und kommandiert.

Das hatte man schon in altersgrauer Zeit erkannt. Man begann die Hand zu studieren und stellte Vergleiche an, man nahm wahr, wie seltsam deutlich der Daumen der Hand den Willen und die Tatkraft des ganzen Menschen repräsentierte, wie er breit und dick zum Nagel anschwoll, wenn Rücksichtslosigkeit sich hinzugesellte, wie er schmal und dürftig erschien, wenn sein Besitzer jedes Kraftbewußtseins entbehrte, und dann ging man weiter und prüfte die Form der Hand und die der einzelnen Finger und sah verwundert, daß sie sich wie Geschwister ähneln und auch nicht, daß der eine Finger schmal und zart, der andere wurstförmig war, daß die Gegensätze, aus denen ein Mensch besteht, auch in seinen Fingern Ausdruck finden, und schließlich betrachtete man die Linien der inneren Handfläche, der sogenannten Palma, und entdeckte Gesetze, ein System von Linien und Verästelungen, die sich mit kleinen Abweichungen in allen menschlichen Händen wieder fanden — und aus diesen Erkenntnissen und Wahrnehmungen entstand die Lehre von der Handliniendeutung oder Chiromantie.

Die Runen in der Handfläche des Neugeborenen sind spärlich. Nur die drei Hauptlinien heben sich ab, die Lebenslinie, die um die Daumenwurzel, um den sogenannten Venusberg verläuft, die Kopflinie, die gewöhnlich aus der Lebenslinie oberhalb der Daumenwurzel entspringt und über die Handmitte zieht, und die Herzlinie oberhalb der Kopflinie, manchmal mit ihr durch einen Ast verbunden. In diesem Fall scheint, sagen die Chiromanten, das Vorherrschen des Gefühlslebens, die übermäßig starke Beeinflussung der Verstandestätigkeit durch das Gefühl dokumentiert. Diese Handlinien, zu denen sich in der Folge neue Linien gesellen, durchlaufen gleich dünner Kanälen den Handteller, wenn Sensibilität, Weichheit und auch Kränklichkeit vorliegt, sie vermehren und verästeln sich zu einem wahren, schier unentwirrbaren Spinnennetz, sobald es sich um komplizierte, ihrer Wünsche und Triebe selbst nicht klaren Naturen handelt, sie verwickeln sich immer stärker bei ausgeprägter Hysterie.

Die Chiromanten deuten Stern-, Kreuz- und Malbildungen auf verschiedene Art, vermuten dahinter teils Glück verheißende, teils Unglück kündende Zeichen, aber alle Zeichen sind des Glückes und des Unglückes voll, wenn man einmal anfängt, ihnen zu glauben. Nicht Glauben und Aberglauben fordert die Lehre von der Handliniendeutung, sondern Erkenntnisse zu sammeln. Besser — man soll nicht deuten, sondern lesen!

Allgemein heißt es unter den zünftigen Handlesern, daß materialistische Gesinnung vorherrscht, wenn der Ringfinger den Zeigefinger überragt, während das umgekehrte Verhältnis den Idealisten verrät. An den Wurzeln verdickte Finger weisen auf Trägheit, Bequemlichkeit und Beschaulichkeit hin. Die Erotik spiegelt sich im Handball, der von der Lebenslinie symbolisch umsäumt wird. Der differenziert empfindende Genüßling zeigt eine Häufung parallel

verlaufender, zarter Linien, bei dem Grobsinnlichen ziehen sich tiefe Furchen von der Lebenslinie bis in den Daumen hinein. Menschen, die ihren Liebestrieb aus psychischen oder physischen Ursachen unterdrücken, tragen auf ihrem Venusberg ein gitterartiges Liniensystem. Sie lassen ihre Wünsche und ihre Sehnsucht gewissermaßen hinter diesem Geflecht ersticken und verdorren, sofern die Furchen nicht allzu tief sind. Dann glimmt hinter scheinbarer Ruhe und Gleichgültigkeit ein loderndes Temperament, eine Leidenschaftlichkeit, die, einmal entfesselt, vor nichts zurückschreckt und alles mit sich reißt. — Nach dem Tode erlöschen die Linien der Hand, sie lösen sich auf, verblassen und verschwinden wie der Mensch selbst.

Wenn Sie also eine Hand zum Gruß oder zum Abschied drücken oder sich über eine beugen, um sie in Verehrung oder Liebe zu küssen, dann denken Sie daran, daß Hände sprechen können und daß — nein, lieber nicht! Denn wäre dieses Wissen allgemein, dann würden nur mehr wenig Menschen ohne — Handschuh in Gesellschaft gehen . . .

G. Strelisker.

Die erste deutsche Himalajaexpedition.

Das ungeheure Grenzgebirge zwischen den öden tibetanischen Hochlandflächen und der subtropischen Indus-Ganges-Ebene ist trotz unermüdlicher Forscherarbeit in den letzten siebzig Jahren noch immer so undurchdringlich abgeschlossen, so voll von Geheimnissen, daß der phantastische Menschengeist an die scharfe Kultur- und Naturscheide, die es bildet, die Wiege der Menschheit gestellt hat.

Immer wieder versucht der menschliche Wagemut die tiefen Schluchten und die Riesengipfel des Berglandes zu durchforschen, das sich zur höchsten Spitze der Erde erhebt, zum Gipfel des Mount Everest. In den fünfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts durchquerten zwei der Brüder Schlagintweit als die ersten Deutschlandforscher des Gebietes in emsiger Pionierarbeit die geschlossene Mächtigkeit des Weltgebirges. Nun hat, nach siebzig Jahren, im Juni dieses Jahres die erste deutsche Himalajaexpedition Europa verlassen, um die unerstiegenen Gipfel der östlichen Grenzgebiete Tibets mit ihren gigantischen Höhen von 7000 bis 8000 Meter wissenschaftlich und alpin zu erschließen. Der Expedition gehören acht ausgewählte deutsche Alpinisten an, die bereits auf Expeditionen im Pamir, im Kaukasus und in den Anden sich bewährt haben. Die Expedition ist mit den modernsten Atmungsapparaten ausgerüstet, da die englischen Versuche der Besteigung des Mount Everest, die in den Jahren von 1921 bis 1923 unternommen wurden, hauptsächlich an der Unmöglichkeit scheiterten, die dünne Luft zu ertragen, die trotz der mitgenommenen Sauerstoffapparate für die Expedition fast katastrophal wurde.

Der Briefmarkensammler.

Luftpostmarken, die keine sind, hat kürzlich Ekuador herausgegeben. Es handelt sich um acht Werte mit dem Bilde eines Flugzeugs über einer Stadtansicht und der Inschrift „Servicio Aereo“. Da in Ekuador gemäß einem Vertrag mit dem Staat die Scadta (eine private Luftfahrtgesellschaft) allein den Luftpostverkehr inne hat und nur ihre Marken als Luftpostzuschlagmarken gültig sind, so können diese neuen Marken nicht als Luftpostmarken verwendet werden, sondern haben nur als gewöhnliche Freimarken Gültigkeit und sind daher lediglich Luftpost werbemarken. — Dagegen hat Australien eine sehr wirkungsvolle richtige Luftpostmarke ausgegeben, die über 3 d lautet und einen Doppeldecker über einer australischen Landschaft zeigt.

Recht überflüssige Markenausgaben erschienen in Spanien aus Anlaß der letzten Völkerbundtagung in Madrid, die man durch einfachen entsprechenden Ueberdruck aus den gewöhnlichen Marken des Verkehrs herstellte. — Auch Mexiko hat sich einige unnötige Marken geleistet. Seit einiger Zeit wird hier ein Inlandszuschlag zum Besten der staatlichen Kinderhilfe erhoben, für den natürlich eine besondere Marke notwendig war. Da diese aber nicht rechtzeitig fertig wurde, so gab es zunächst gleich zwei verschiedene Provisorien mit dem Aufdruck „Protección a la Infancia“ (Schutz der Jugend), ehe die richtige Marke zu 1 Centavo mit dem Bilde einer Mutter und ihres Kindes erschien. — Schließlich hat noch Kuba fünf überflüssige Marken zur Einweihung des neuen Kapitols in Habana mit dem Bilde dieses Gebäudes ausgegeben, deren sich sofort eine wüste Spekulation bemächtigte.

Aus unserem Raritätenkasten.

931.

In Oregon wurde ein „Langer-Männer-Klub“ gegründet, dessen Mitglieder sich für Verlängerung der Hotelbetten, der Badewannen und der Schlafplätze in den Zügen einsetzten.

932.

Die Strecke London—Paris ist für Flieger in der Nacht mit zehn Leuchttürmen versehen.

933.

Das Standbild Pasteurs in Paris befindet sich genau an derselben Stelle, wo früher ein artesischer Brunnen aus 547 Meter Tiefe viele Jahre lang rund 3 Millionen Liter Wasser lieferte. Der Brunnen wurde von 1834 bis 1841 also in siebenjähriger Arbeit fertiggestellt. Seine Ergiebigkeit nahm schließlich mehr und mehr ab und versiegte um die Jahrhundertwende gänzlich.

934.

Der Staat New-Yersey in Amerika besitzt noch ein in Kraft befindliches Hexengesetz. Noch vor wenigen Jahren hat eine Frau gegen eine andere Angehörige des zarten Geschlechts unter Berufung auf dieses Gesetz Anklage wegen ihrer stechenden Augen „erhoben“.

935.

Der größte Diamant, der den Namen „Cullinan“ erhielt, ist am 26. Januar 1905 in der Premiermine bei Pretoria gefunden worden und wog 3024¾ Karat. Er gelangte in den Besitz des Königs Eduard von England, der ihn in mehrere Stücke teilen und schleifen ließ. Es entstanden drei größere (1. Cullinan I 516½ Karat, 2. Cullinan II 309 Karat, 3. Cullinan 92 Karat) und Anzahl kleinere Steine.

936.

Inkunabeln (lateinisch: incunabula-Wiege) heißt soviel wie Erstlingsdrucke und bezeichnet ganz allgemein die frühesten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst.

937.

Das Klavier wurde fast gleichzeitig von dem deutschen Organisten Schröter, dem Franzosen Marios und dem Italiener Christopaeli im 18. Jahrhundert konstruiert.

938.

Leonardo da Vinci der große Maler begnügte sich nicht damit ein hervorragender Künstler der italienischen Renaissance zu sein, sondern strebte auch nach dem Ruhme des Erfinders. Er erfand in der Tat hunderterlei Dinge vom Glasofen, Wasserflugzeug, Fallschirm, bis zu einem infolge erwärmter Luft sich selbsttätig drehenden Bratspieß. Auch ein Boot, welches unter Wasser fahren sollte, behauptete er konstruieren zu können. Er unterließ aber diesen Plan angeblich wegen der Bosheit der Menschen, die ihre Feinde damit umbringen würden, indem sie, wie er sagte, von solchen unter dem Wasser fahrenden Booten aus die Böden der über dem Wasser fahrenden Schiffe anbohren würden.

Fröhliche Ecke.

Feldabzeichen. Major Xyz, Regimentsführer im Westen und Kommandeur des Heinrichsordens, war so das richtige „Frontschwein“ im allerbesten Sinne des Wortes gewesen. Seine Aeußerungen waren kurz und treffend, wenn auch rauh.

Einmal fuhr der Major — auf Heimaturlaub — in Dresden auf der Elektrischen.

Zwei Landser fielen ihm auf.

„Was tragen Sie denn da an der Mütze?“ fragte er.

„Ein Edelweiß, Herr Major!“

„Warum?“

„Weil ich zum Alpenkorps gehöre, Herr Major!“

„Und Sie da?“

„Eine Alpenrose, Herr Major!“

„Warum?“

„Weil ich in Tirol gewesen bin, Herr Major!“

„Na, Ihr Kerls,“ sagte da der Major, „da müßten wir eigentlich einen Klosettdeckel an der Mütze tragen, weil wir die ganze Zeit in der Sch—schokolade gelegen haben.“



Humor der Woche.

„Haben Sie besondere Kennzeichen?“

„Ich trage eine Krawatte unter dem Bart.“

Judge